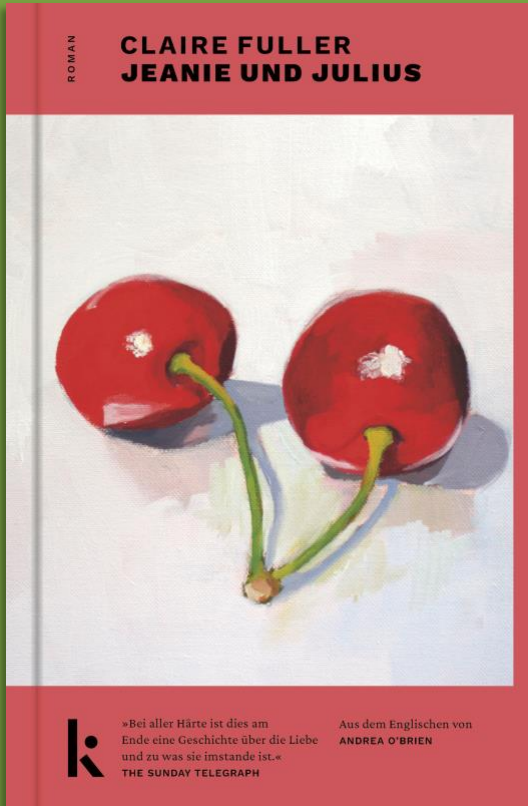


Leseprobe aus:  
Claire Fuller  
**Jeanie und Julius**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.kjona.eco](http://www.kjona.eco)  
© 2024 Kjona Verlag GmbH, München

**CLAIRE FULLER**  
**JEANIE UND JULIUS**

Roman

*Aus dem Englischen von Andrea O'Brien*

Für meine Eltern  
Ursula Pitcher und Stephen Fuller

*O, will you find me an acre of land,  
Savoury sage, rosemary and thyme,  
Between the sea foam, and the sea sand,  
Or never be a true love of mine*

*Scarborough Fair,*  
traditionelle englische Ballade

Der Morgen dämmt, und Schnee fällt aufs Cottage. Er fällt aufs Reet, verbirgt Moos und Mausschäden, glättet Unebenheiten, füllt Mulden und Verwerfungen, schmilzt, wo er Schornsteinziegel berührt. Er legt sich auf die Pflanzen, auf die nackte Erde im Vorgarten und bildet eine perfekte, wie mit der Teetasse geformte Erhebung auf dem morschen Torpfosten. Er versteckt das Dach des Hühnerstalls genau wie die Dächer vom Plumpsklo und der alten Milchkammer, bestäubt, wo vor langer Zeit das Fenster zerbrochen ist, die Werkbank und den Boden. Im Gemüsegarten hinterm Haus schlüpft der Schnee durch den Folientunnel, kühlt die Steckzwiebeln, zehn Zentimeter unter der Erde, und lässt die frischen Mangoldtriebe schrumpeln. Nur der letzte Winterkohlkopf will sich nicht ergeben, die eingerollten Innenblätter, grün und stark, harren aus.

Im breiten Hochbett über der linken Treppe liegt Dot neben ihrer erwachsenen, sanft schnarchenden Tochter Jeanie. Irgendeine seltsame Lichtveränderung hat Dot geweckt, und sie kann nicht wieder einschlafen. Sie steht auf – Dielenbretter kalt, Luft kälter –, schlüpft in Morgenmantel und Pantoffeln. Als Dot vorbeigeht, hebt der Hund – Jeanies Hündin –, ein keksfarbener Lurcher, der mit dem Rücken zum Kamin Sims schläft, wegen der frühen Stunde fragend den Kopf und senkt ihn wieder, als keine Antwort kommt.

Unten in der Küche stochert Dot mit dem Schürhaken in der Herdglut und schiebt zusammengeknülltes Papier hinein, ein paar Späne und ein Holzsplit. Sie spürt einen Schmerz.

Hinter dem linken Auge. Zwischen ihrem linken Auge und der Schläfe. Hat diese Stelle einen Namen? Sie muss zum Optiker, ihre Augen kontrollieren lassen, aber was dann? Wie soll sie eine neue Brille bezahlen? Sie müsste ihr Rezept in der Apotheke einlösen, aber das kostet Geld. Auch hier unten ist das Licht falsch. Weißend? Heißend? Gleißend. Sie berührt ihre Schläfe, als wollte sie den Schmerz ertasten, und durch die Vorhänge, dort, wo sie nicht ganz schließen, sieht sie, dass es schneit. Es ist der 28. April.

Offenbar haben ihre Bewegungen den Hund aufgescheucht, denn jetzt ist da unten an der linken Treppe ein Kratzen an der Tür, und Dot streckt die Hand aus, um sie zu öffnen. Sie beobachtet, wie ihre Hand das geschmiedete Eisen greift, die Altersflecken und Schraffuren kommen ihr sonderbar vor, so was hat sie noch nie gesehen: die Mechanik ihrer Finger, wie sich die Haut über die Knöchel spannt, wie sie sich um die Klinke krümmen. Die Glieder sind ihr fremd – die Hand eines Täuschers. Mit dem Daumen auf die winzige Platte zu drücken erscheint ihr unfassbar schwer, die körperliche Erschöpfung schlimmer als damals, als die Zwillinge mit drei Monaten zu unterschiedlichen Zeiten schliefen, oder in diesem entsetzlichen Jahr, als sie zwölf wurden. Mit äußerster Konzentration gelingt es ihr schließlich doch, die Falle hebt sich. Der Hund schiebt die Schnauze durch den Spalt, der Rest seines Körpers folgt. Er winselt und schleckt Dot die linke Hand ab, die da neben ihrem Oberschenkel baumelt, stupst mit der Nase dagegen und bringt sie so zum Schwingen, frei wie ein Pendel. Der Schmerz schwillt an, Dot fürchtet, das Winseln könnte Jeanie wecken, Jeanie, die auf der Doppelmatratze in der rechten Mulde schläft, zuerst von Frank geformt, ihrem schon lange verstorbenen Ehemann, dann, bei den seltenen Gelegenheiten, wenn ihre Kinder nicht da waren, von diesem

anderen Mann, dessen Name im Haus nie genannt wird, der zu groß ist, um sich auszustrecken auf dem alten, kurzen Bett, und schließlich von Jeanie weiter durchgelegen, obwohl sie ein Strich in der Landschaft ist und nur ein winziges Stück von der Biskuittorte gegessen hat, von Dot gebacken, letzten Monat, als sie ihren Siebzigsten ein bisschen hier in der Küche gefeiert hat, Bridget machte mit dem Handy Fotos von Julius an der Fiedel und sie am Banjo, Jeanie an der Gitarre, alle haben sie gesungen, nachdem sie sich mit einem Tropfen Port die Stimmbänder geölt hatten, wie Julius immer sagt, und dieses Gefühl, das Dot jetzt hat, ist so ähnlich wie damals, nach dem dritten Glas, wirr und verwischt die Gedanken durcheinander schwindelig die Kuchenreste auf dem Tisch gelassen, sodass der Hund frech auf den Hinterbeinen sie verschlang und sie ihn ausschimpften und lachten, bis ihnen der Bauch ... scherzte? schwärzte? ... ihre Liebsten bis auf einen, alle zusammen bei ihr, und der Hund, bellend und springend, zu aufgereggt und laut wie im Schnee, reißt Julius aus seinem leichten Schlaf, der Junge schreckt bei jedem Geräusch auf.

All diese Gedanken und mehr gehen Dot kaum bewusst durch den Kopf, während ihr Körper langsamer wird. Ein nasser Mantel, den sie abwerfen will wie Hühner in der Herbstmauser ihre Federn. Ein starres Gewicht. Bleiern.

Als hätte sie jemand mit der flachen Hand vors Brustbein gestoßen, fällt Dot rücklings aufs Küchensofa. Der Hund setzt sich vor sie hin und bettet den Kopf auf ihren Knien, stupst ihre Hand an, bis sie sie ihm zwischen die Ohren legt. Alle Gedanken an Hühner und Kinder, Geburtstage und Betten, alle Gedanken an alles verschwinden und sind still.

Siebzig Jahre Sorgen – das Geld, die Untreue, die kleinen Betrügereien – sind weggeschnitten, und als Dot ihre Hand betrachtet, erkennt sie nicht mehr, wo sie aufhört und der

Hund beginnt. Sie sind eins, riesig und frei, auch das Sofa, der Steinboden, die Wände, das Reet auf dem Dach, der Schnee, der Himmel. Alles ist verbunden.

»Jeanie«, ruft sie, hört aber ein anderes Wort. Das bekümmert sie nicht, noch nie hat sie so viel Liebe empfunden, zur Welt, zu allem, was dazugehört. Das Tier stößt etwas hervor, das völlig anders klingt als ein Hundelaut, und es weicht zurück, sodass Dot die Hand von seinem Kopf nehmen muss. Sie rutscht vor, will den Hund erneut berühren, ihn umarmen und in ihm versinken. Doch als Dot sich streckt, kippt sie nach vorn, ihr linker Fuß verdreht sich und rutscht weg. Sie verliert das Gleichgewicht und stürzt mit dem Gesicht zu Boden, die rechte Hand erhoben, um den Aufprall abzufangen, die andere unter der Brust begraben, der Finger mit dem Ehering darunter verkeilt. Dot schlägt mit der Stirn auf den Herd, wo die Steinplatte schon ewig leicht hochsteht, und verschiebt ihn, sodass das daneben hängende Kaminbesteck herunterfällt. Ein letztes klar denkendes Fragment in Dots Verstand fürchtet, das Krachen von Metallschaufel und Feger könnte das Herz ihrer Tochter aus dem regelmäßigen Takt reißen, doch dann erinnert sie sich, dass dies die größte Lüge von allen ist. Das Schüreisen, auch heruntergefallen, rollt weg, unter den Tisch, schaukelt einmal, zweimal, dann liegt es still.



Jeanie erwacht, weil Julius sie am Arm rüttelt, erst sanft, dann ruppiger. Sie hastet ihm hinterher, mit flatterndem Nachthemd die Treppe hinab, obwohl er gesagt hat, sie solle nicht rennen. In der Küche herrscht trübes Licht, die Vorhänge sind geschlossen, die Lampe aus, nur das Feuer glüht orange aus dem Herd. Ihre Mutter liegt mit dem Gesicht auf dem Boden und rührt sich nicht. Jeanie schlägt sich die Hände vor den Mund, um ihren Schrei zu ersticken.

»Hilf mir, sie umzudrehen«, sagt Julius, doch als Jeanie ihre Mutter berührt, weiß sie, dass sie tot ist. Dots Arme bleiben zu beiden Seiten liegen, ihre Fußgelenke kreuzen sich, die Pantoffeln fallen herunter, und obwohl sie ihren Morgenmantel trägt, findet Jeanie, sie sieht aus, als würde sie sonnenbaden, etwas, das ihre Mutter nie getan hätte, im Freien hatte man zu arbeiten. Jeanie meidet den Anblick der Wunde an Dots Stirn, und um nichts davon mehr sehen zu müssen, hält sie sich die Hände vors Gesicht. Durch ihre Fingerritzen hindurch sieht sie in rosigen Streifen die Küche und Einzelteile des Körpers ihrer Mutter. Als sie und Julius zwölf waren, oben auf dem Acker von Priest's Field, hatte sie auch nicht wegsehen können. Der Hund, zuvor unter dem Küchentisch zusammengekauert, kriecht jetzt winselnd darunter hervor, und Jeanie nimmt die Hände vom Gesicht.

»Maude!« Sie schnippt, und auf ihren Fingerzeig hin trollt sich der Hund zurück unter den Tisch.

»Ihr Hals, drück gegen ihren Hals, fühl ihren Puls«, sagt Julius. Er ist neben Dot in die Hocke gegangen, nur in Pyjama-

hose – seit Jahren hat Jeanie ihn nicht mehr ohne seine Arbeitskleidung gesehen –, graue Haare auf der Brust; von harter Arbeit geformte Muskeln an Armen und Oberkörper.

Aus Gewohnheit und völlig unbewusst drückt Jeanie die Finger an ihren Hals, dann berührt sie ihre Mutter flüchtig an der Wange. »Sie ist kalt. Es ist zu spät.«

»Ich wollte einen Krankenwagen rufen, aber mein Akku ist leer«, sagt Julius.

»Brauchen wir nicht. Es ist zu spät.«

»War wohl Stromausfall. In der Nacht ist alles ausgegangen. Ich kontrollier mal den Sicherungskasten.«

»Sie ist nicht mehr, Julius.«

»Was ist mit dieser Brustmassage?«

»Sie ist tot.«

»Herrje.«

Julius hat eine ernste Miene aufgesetzt, doch die Situation ist so absurd, dass Jeanie am liebsten lachen würde. Wie ein Rülpsler steigt ein ungläubiges Glucksen in ihr auf, und wieder schlägt sie sich die Hände vor den Mund, um es zurückzuhalten. Julius legt die großen Hände auf den Kopf, sein schütteres Haar, dann verkrampft er sich auf einmal, alles zuckt; sein Schluchzen klingt wie der Ruf eines exotischen Tiers. Jeanie beobachtet ihn fasziniert. Sie sind mit fast einem ganzen Tag Abstand auf die Welt gekommen, er zuerst, dann Jeanie – unerwartet und unvorbereitet –, von ihrem panischen Vater entbunden, nachdem die Hebamme bereits heimgegangen war. »Mein Stummelchen«, hatte Frank seine Tochter liebevoll genannt. Jeanie denkt oft, dass diese dreiundzwanzig Stunden für ihre Unterschiedlichkeit verantwortlich sind: Die Art, wie Julius die Welt annimmt, wie sie ist, seine Gefühle zeigt, aufgeschlossen für Menschen und Situationen, während sie, Jeanie, sich nach Sicherheit, Heim und Stille sehnt.

Umständlich streckt sie sich über den Leichnam ihrer Mutter, zieht Julius auf die Beine, bugsiert ihn aufs Sofa und setzt sich daneben. Maude blickt auf, als würde sie auf eine Einladung warten, aber weil Jeanie rasch den Kopf schüttelt, legt der Hund die Schnauze wieder auf die Pfoten.

»Ich muss ihren Sturz gehört haben«, sagt Julius, als sein Schluchzen verebbt ist. Er wischt sich mit dem Handrücken über die Nase, reibt sich die Augen. »Oder zumindest das Schüreisen und die Schaufel. Ich hab gedacht, Maude verzapft irgendeinen Mist, und bin wieder eingeschlafen.«

»Es ist nicht deine Schuld«, sagt Jeanie, obwohl sie noch nicht weiß, ob sie das tatsächlich auch so empfindet. Ihr Bruder, wie zuvor auch ihr Vater, hat schon so oft versprochen, die Steinplatte neu zu verlegen. Wenn die eigene Mutter tot auf dem Küchenboden liegt, hat dann jemand Schuld? Sie nimmt ihn in den Arm, und so verharren sie eine Weile, bis Jeanie über seine Schulter blickt, durch den Spalt zwischen den Vorhängen. »Es schneit«, sagt sie.

Sie legen Dot eine Decke über. Jeanie will sie aufs Sofa heben, doch es ist zu kurz. Sie setzt Wasser auf und kocht Tee, den sie am Tisch trinken, die Leiche ihrer Mutter auf dem Boden hinter ihnen, wie wenn ein Kind sich besonders schlecht versteckt hat, aber die Erwachsenen trotzdem so tun, als könnten sie es nicht sehen.

»Sie war ein feiner Mensch«, sagt Julius. »Eine gute Mutter.«

Jeanie nickt, murmelt etwas in ihren Tee.

»Sind die Tischböcke noch in der alten Milchammer?«, fragt sie, sicher, dass Julius wie immer ihrem Gedankengang folgen wird.

Im Wohnzimmer rollt sie den Läufer auf und schiebt die Sessel an die Wand. Als würde sie hier alles zum Tanzen

freiräumen, in diesem Zimmer, wo nie getanzt wurde. Julius legt eine alte Tür auf die beiden Böcke und kehrt zurück in die Küche, um ihre tote Mutter unter Ächzen und Stöhnen rüberzutragen und darauf abzulegen. Jeanie darf ihm nicht helfen. Es gibt eine lange Liste von Dingen, die Jeanie wegen ihres schwachen Herzens zu ihrem Bedauern nie hochheben durfte: Kisten, Heuballen, Babys, Traktoren. Er kommt mit Dot ins Wohnzimmer. Hier ist es kühl, viel kälter als in der Küche. Ein Häkeldeckchen liegt über der Rückenlehne eines Polstersessels, ein Toby-Jug und ein gerahmtes Hochzeitsfoto von Dot und Frank vor einer nie von ihnen besuchten italienischen Landschaft stehen auf einer niedrigen, polierten Truhe, ein Wandteppich verbirgt den in dieser Haushälfte nie benutzten Kamin.

Als Frischvermahlte wohnten Dot und Frank ein Jahr lang in der linken Cottagehälfte mit einem Schlafzimmer, doch gleich nach der Geburt der Zwillinge mietete Frank die spiegelverkehrte, rechte Cottagehälfte dazu. Er riss die Wand dazwischen ein und mauerte eine der beiden Haustüren zu, sodass das Doppelcottage nun vom Tor aus betrachtet irgendwie windschief wirkt, innen gibt es noch zwei Treppen, jede führt zu einem kleinen Flur mit je einem Schlafzimmer.

Nachdem Julius Dot auf die alte Tür gelegt hat, tauscht Jeanie die Decke gegen ein sauberes Laken.

Bruder und Schwester sitzen mittlerweile angezogen am Küchentisch, die Teekanne wurde wieder aufgefüllt. Julius hat den Sicherungskasten in der Waschküche überprüft, es gab keinen Kurzschluss, aber der Strom blieb weg, egal, wie lange er an den Kabeln herumgefummelt hat.

»Wir müssen wohl einen Arzt informieren. Macht man das nicht so, wenn jemand gestorben ist?«, fragt Julius, als würde er mit sich selbst sprechen. Nach dem Tod ihres Vaters folgte

alles einem bestimmten Ablauf, von dem Jeanie und Julius nichts wussten und den sie jetzt nur erraten können.

»Ärzte sind für Kranke«, sagt Jeanie.

»Aber wir brauchen einen Totenschein.«

Wozu?, denkt Jeanie, sagt aber nichts.

»Damit wir sie beerdigen können«, sagt Julius, als würde er antworten. »Ich hole einen Arzt, er gibt uns den Schein und damit hat es sich.«

Jeanie schüttelt den Kopf. Dot hätte keinen Arzt gewollt, keine Scheine, Formulare, Behörden. Sie waren seit Jahren nicht mehr beim Arzt.

Aber Julius ist aufgestanden und schlüpft bereits in seine Arbeitsstiefel. »Ich muss ins Dorf laufen«, sagt er. Im Dorf, Inkbourne, gibt es eine Arztpraxis, ein Rathaus mit öffentlichen Toiletten, ein Fish-and-Chips und einen kleinen Supermarkt mit Postschalter. Außerdem einen alten Gemüseladen, von einem jungen Londoner mit gewachstem Schnurrbart in ein Feinkostgeschäft umgewandelt, da kann man piekfeines Brot, Käse und Oliven kaufen, aber auch das von Jeanie und Dot gelieferte Gemüse und ihre Eier. Der Besitzer Max serviert an Aluminiumtischen draußen auf dem Gehweg teure Kaffeesorten und edles Gebäck an die vorbeikommenden Wanderer auf dem durchs Dorf verlaufenden Fernwanderweg und die Männer, die mit Lycra-Anzügen auf ihren Rennrädern durchs Dorf fahren, einen Zehn-Pfund-Schein in der kleinen Tasche vorn in den Leggings. »Mit dem Rad kann ich nicht fahren«, sagt Julius, und Jeanie fällt der Schnee wieder ein. »Wenn die Praxis aufhat, sag ich Bridget Bescheid, die will das sicher wissen, sie kann einen der Ärzte informieren. Wenn zu ist, geh ich direkt zu ihr nach Hause.« Er nimmt den Mantel vom Haken an der Rückseite der Tür. Maude steht auf, wedelt mit dem Schwanz.

»Solltest du nicht mit Craig an diesem Badezimmer weiterarbeiten?«, fragt Jeanie.

»Am Todestag meiner Mutter schleppe ich keine Stahlwannen in irgendwelche Luxusbäder.«

»Wie willst du ihm denn Bescheid sagen?«

»Der wird schon merken, wenn ich nicht komme.«

»Hätte er dich nicht heute bezahlen sollen?«

Julius hält inne. »Ich lass dich hier nicht den ganzen Tag allein.«

»Ich muss die Hühner füttern. Es gibt Dinge im Garten zu tun, die nicht warten können.« Sie tritt auf ihn zu. »Du solltest gehen, hol dir deinen Lohn. Wir brauchen das Geld.«

Julius hat die Hand auf dem Türriegel. »Ich schau mal. Wenn ich nicht mit dem Rad fahren kann, komme ich sowieso zu spät.« Die Verärgerung in seiner Stimme bemerkt er wohl selbst, denn er kommt nochmal zurück und schließt sie in die Arme. »Wird schon werden«, sagt er in ihr Haar, »alles wird gut.«

Sie schubst ihn weg. »Weiß ich doch. Ab mit dir.«

An der Haustür sieht sie ihm nach, Maude steht neben ihr, zuerst erwartungsvoll, dann enttäuscht, weil sie nicht mitdarf. Jeanie atmet die eisige Luft tief ein. Der Aprilschlamm ist verhüllt, der Schnee zeigt nur die Kuppen und Mulden der Pflanzen, wie das Laken über der Leiche im Zimmer hinter ihr. Vielleicht hat der Schreck über den späten Schnee Dot zu Fall gebracht. Der Anblick hätte ihr Sorgen bereitet, wegen der Gemüse-Setzlinge draußen in der Kälte, dem Geld, das sie darüber verlieren würden. Später wäre Jeanie aus dem Garten hereingekommen und hätte ihre Mutter mit einem Zettel am Küchentisch vorgefunden, auf dem Bleistiftende kauend, während sie eine Zahlenkolonne nach der anderen durchrechnet.

Fast einen Kilometer lang windet sich der Weg durch ein kleines Waldstück, dann geht's auf einem von Hecken gesäumten Pfad zwischen zwei Feldern hindurch. An jedem anderen Tag hätte Julius auf der kleinen Lichtung mit Ausblick Rast eingelegt, direkt bevor es den kurvenreichen Anstieg den Steilhang hinaufgeht, Rivar Down zur Rechten, zur Linken der fast fünf Kilometer lange Kammweg über den Kalksteinfelsen bis nach Combe Gibbet. Die Baumgruppen an den Hängen – Buchen, Eichen, Nadelbäume – tragen eine dicke weiße Schneedecke, die Wolken hängen tief über dem abgegrasten Gemeindeland. Aber heute bleibt Julius' Blick gesenkt, er bemerkt nicht die Spuren der kleinen Säugetiere und Vögel, die vor ihm durch den Schnee getrippelt sind. Er dreht sich eine Zigarette und raucht sie, während er in die ihm seit gut fünfzig Jahren von Wanderungen und Radfahrten vertrauten Furchen tritt, auch wenn die heute verborgen sind. Auf dem letzten, schnurgeraden Wegstück geht er an dem verbeulten Schild mit der Aufschrift »Privat, kein Durchgang« vorbei auf den Hof mit der großen Scheune aus schwarz patinierten Brettern und den versprengten, an den Seiten offenen und mit Brennesseln umwucherten Betonschuppen, in denen allerlei vergessene Gerätschaften lagern. Als er um die Ecke kommt, steht da das Haus der Rawsons, aus Ziegel und Feuerstein gebaut, davor ihr penibel gepflegter Garten, die Formschnitthecken wie riesige Schneemänner. Er könnte die sechseinhalb Kilometer bis zum Dorf weitergehen oder bei den Rawsons klopfen, um sie zu bitten, ihr Telefon oder Handy zu benutzen. Pepperwood Farm befindet sich schon seit drei Generationen im Besitz der Familie Rawson, der gegenwärtige Mr Rawson war zwanzig, als das Gut nach dem Herzinfarkt seines Vaters auf ihn überging. Teil des rund fünfzig Hektar umfassenden Anwesens ist auch das Ackerland am Fuß des Steilhügels, es reicht bis zum

Ufer des schlammigen Flüsschens Ink, dem das Dorf seinen Namen verdankt. Dazu gehören der Buchenwald zu beiden Seiten des Wegs, das Weideland hinter dem Garten und offiziell auch das Cottage mit dem umliegenden Grundstück. Wenn zusätzliche Arbeitskräfte gebraucht werden, hilft Julius manchmal auf der Farm aus, aber diese Jobs vergibt ausschließlich der Gutsverwalter. Rawson selbst, in seinem Gutsherrenaufzug samt Tweedjacke, Wams und Cordhose, geht Julius tunlichst aus dem Weg. Aber an einem Morgen, an dem die eigene Mutter gestorben ist, sind sechseinhalb zusätzliche Kilometer einfach zu viel. Er tritt an die Tür des Farmhauses.



Der Türklopfer mit Löwenkopf lässt Julius zögern. Nie zuvor hat er hier auf der Treppe vor der Tür des Farmhauses gestanden. Als Kind kam er oft mit Jeanie und seinem Vater hierher, spielte in und zwischen den wild verstreuten Scheunen und Schuppen, die sich überwiegend im hinteren Teil des Anwesens verbergen. Sie vertrieben sich die Zeit damit, über die Weiden zu stromern, Brombeeren zu pflücken und nachts Dachse zu beobachten, als würde das Land den Seeders gehören und nicht den Rawsons. Das Haus hat Julius damals nur auf Einladung der Haushälterin betreten, immer nur durch die Hintertür und auch nur bis zur Anrichte, wo er und seine Schwester ein Glas Limonade bekamen.

Er hebt den Türklopfer vorsichtig an und lässt ihn fallen. Es hat aufgehört zu schneien, schon jetzt platschen in regelmäßigen Abständen Tropfen von Bäumen und Büschen. Jemand ist die Auffahrt hochgefahren, der Boden ist aufgewühlt und matschig, aber dort, wo der Schnee noch rein ist, zeichnen sich nun in der frühen Morgensonne scharfe, blaue Schatten ab.

Weil aus dem Haus keinerlei Geräusche dringen, will Julius sich schon abwenden, doch dann wird der Riegel aufgeschoben. Rawson selbst steht an der Tür, in Hose und weißem Hemd, aber barfuß. Da erst geht Julius auf, dass er die Haushälterin aus seiner Kindheit erwartet hatte, eine plumpe, liebevolle, beschürzte Frau, die sicher längst tot ist. Wie seine Mutter, denkt er. Tot. Rawson ist groß, er überragt Julius um einen ganzen Kopf und ist ungefähr so alt wie seine Mutter,

mit schlohweißem Haar, schwarzen Brauen und einem weißen Schnurrbart, der sich um seine Mundwinkel ergießt. An diesem Morgen hat er auch noch weiße Bartstoppel auf Kinn und Wangen. Wie ein Iltis sieht er damit aus, so einer ist Julius' Saufkumpan Jenks mal in die Falle getappt, der hat ihn dann in den Pub mitgebracht. Ein aalglattes, schlankes Tier, so ein Iltis.

Rawson weicht überrascht zurück. »Julius«, sagt er, was wiederum Julius überrascht, weil Rawson seinen Namen nicht vergessen hat. »Ist was passiert?«

»Ich müsste mal Ihr Telefon benutzen.« Julius' Handy, das er sich aus Gewohnheit in die Manteltasche geschoben hat, ist kein Smartphone, wie es neuerdings jeder zu haben scheint, und er hat vergessen, sein Aufladekabel mitzunehmen.

»Natürlich, nur hereinspaziert«, sagt Rawson gestelzt und tritt einen Schritt zurück. Im geräumigen Flur gibt es einen Kamin, Steinboden und Holzvertäfelung. Eine wuchtige Holzterrasse windet hinauf zum oberen Stockwerk. Arts and Crafts, nannte Dot das immer, aber Julius hat keine Ahnung, was sie damit meinte, und es interessiert ihn auch nicht.

»Haben Sie auch keinen Strom?« Julius putzt sich auf der Matte die Schuhe ab.

»Doch. Ist er bei euch ausgefallen? Hast du die Sicherungen überprüft?«

Als Rawson sich abwendet, zieht Julius eine Grimasse. »Hmmm, wo hat sie das Mobilteil gelassen? Caroline benutzt es ständig und legt es nie zurück auf die Station.« Rawson verschwindet über den Gang in ein anderes Zimmer mit Blick auf den Vorgarten, mit einem gemauerten Kamin und zwei einander gegenüberstehenden weißen Sofas, über allem thront ein Flügel. Die gute Stube, die niemand benutzt: keine Hunde auf den Polstern, keine Füße auf den Sesseln, keine nassen

Löffel im Zucker. »Soll ich die Nummer vom Stromversorger raussuchen? Bei wem seid ihr?«

»Ich brauch die Nummer von der Arztpraxis im Dorf«, sagt Julius beim Betreten des Zimmers. Ihn überkommt der Impuls, die Mütze abzusetzen, obwohl er in der Eile gar keine aufgesetzt hat. Was für ein Scheiß, denkt er.

Rawson sieht ihn kurz an, dann schnell weg. Ist sich wohl zu fein zu fragen, wozu er die Nummer braucht, vermutet Julius. Der Mann läuft kopflos im Zimmer herum, findet das Mobilteil auf einem Sessel, drückt einen Knopf, dann einen anderen, um sicherzustellen, dass das Freizeichen erklingt. »Wer hätte erwartet, dass es Ende April noch schneit?«, sagt er, um irgendwas von sich zu geben. Eine Antwort erwartet er offenbar nicht. Er gibt Julius das Telefon. »Alles in Ordnung mit dem Cottage?« Rawson sucht in seinem Handy nach der Nummer für den Dorfarzt, er läuft durchs Zimmer zurück in den Flur. Julius folgt ihm.

»Meine Mutter ist tot«, sagt Julius unverblümt, nur um zu sehen, ob er Rawson aus seinem Gemurmeln reißen kann, aber er erschreckt sich dabei selbst. Sie ist wirklich tot. Die beiden Männer sehen einander an, Julius' Ausdruck spiegelt sich in Rawsons Gesicht.

Rawson stützt sich am Holzsims über dem Kamin ab.  
»Was?«

Von oben ertönt eine Frauenstimme. »Wer war das?«

»Julius«, ruft Rawson, den Blick immer noch auf ihn gerichtet.

»Was will er?«

Rawson sieht Julius unverwandt an, Julius hält seinen Blick und wartet, was er wohl antworten wird. Rawson schaut zum gewundenen Holzgeländer hinauf, dann wieder zu ihm.  
»Nichts«, ruft er. »Erzähl ich dir später.«

Nichts, denkt Julius. Das sind die Seeders für die Rawsons.

Die Frau – Rawsons Frau, nimmt er an – antwortet nicht, kommt auch nicht runter, doch in diesem Augenblick scheint Rawson sich zu besinnen. »Das tut mir furchtbar leid. Was ist passiert?«

»Sie ist gestürzt, mit dem Kopf aufgeschlagen. Heute morgen, ganz früh. Ich muss den Arzt anrufen.«

»Natürlich. Selbstverständlich.« Rawson fummelt wieder an seinem Smartphone herum. »Meine Frau fragt immer Alexa, wenn sie eine Nummer braucht, aber ich komm mit dem Ding nicht klar.«

Julius fragt sich, ob der Mann langsam senil wird; er hat keine Ahnung, wer Alexa sein soll. Schließlich liest Rawson ihm die Nummer vor, und während Julius darauf wartet, dass am anderen Ende der Leitung jemand abhebt, geht Rawson zurück ins Wohnzimmer, doch Julius spürt seine Anwesenheit auf der anderen Seite der Tür, vermutlich lauscht er.

Eine Sprechstundenhilfe antwortet – nicht Bridget –, macht verständnisvolle Geräusche und schreibt sich was auf. Als sie sagt, sie müsse im Computer nach Dot suchen, fürchtet Julius, dass sie keine Patientenakte mehr von ihr haben könnten, aber dann findet die Frau den Namen doch und versichert ihm, Dr. Holloway werde am Vormittag vorbeikommen, sobald er frei sei. Kaum hat Julius das Gespräch beendet, kehrt Rawson in den Flur zurück. Seine Augen glänzen.

»Dürfte ich noch einen Anruf machen?«, fragt Julius.

»Klar. Kann ich dir eine Tasse Tee anb–«

»Nein.«

»Verstehe. Natürlich. Es gibt sicher eine Menge zu organisieren.«

»Danke«, sagt Julius, obwohl er es nicht so meint. Dieser Mann war seiner Mutter was schuldig. Und jetzt ist er ihm

und Jeanie was schuldig. »Ich bräuchte noch eine Telefonnummer. Ein Sanitärinstallateur. Für den sollte ich heute arbeiten.«

Er wählt Craigs Nummer, während Rawson die Blumenvase auf dem Tisch einen Zentimeter nach links schiebt und so tut, als würde er auch dieses Telefonat nicht belauschen.

An der Haustür sagt Rawson: »Warte kurz. Ich hab Post für dich.« Der Briefträger kommt nicht mehr zum Cottage, nachdem er einmal mit seinem Transporter auf dem Feldweg stecken geblieben ist und von einem Traktor rausgezogen werden musste. Julius weiß nicht genau, wie oder wann seine Mutter die Post geholt hat. Ohne einen Blick auf die Briefe zu werfen, faltet er sie zusammen und stopft sie in seine Manteltasche.

»Hast du dir schon Gedanken gemacht über die ...«, setzt Rawson an, zögert und startet einen neuen Versuch. »Wollt ihr was machen, wegen Dot, eine Totenfeier? Ich würde ihr gern die letzte Ehre erweisen.«

»Nein«, sagt Julius. »Haben wir noch nicht.« Auf der Auffahrt wendet er sich noch einmal um. Spencer Rawson steht barfuß im Schnee und sieht ihm nach.

## DANKSAGUNG

Man braucht viele Menschen, um ein Buch zu schreiben. Ich möchte meinen Erstleserinnen und Erstlesern danken, darunter: Indigo Ayling, Henry Ayling, Dawn Landau, Louise Taylor, Judith Heneghan und selbstverständlich allen anderen Taverners für die Rückmeldungen zu jedem Kapitel, unter anderem Amanda Oosthuizen, Richard Stillman, Paul Davies, Beth O’Leary, Emma Scattergood, Claire Gradidge, Susmita Bhattacharya und Jake Wallis Simons. Dank geht an The Prime Writers für die unermüdliche Unterstützung, virtuell und analog. An die wunderbare Jane Finigan, an Fran Davies und das Team von Lutyens and Rubinstein, ebenso an den lieben David Forrer. An das gesamte Team von Penguin und Fig Tree (und anderen), Assallah Tahir, Natalie Wall, Jane Gentle und Karen Whitlock, und besonders an Juliet Annan. Großer Dank geht an Masie Cochran und das Team von Tin House, Win McCormack, Craig Popelars, Nanci McCloskey, Molly Templeton, Yashwina Canter, Diane Chonette, Elizabeth DeMeo und Alyssa Ogi und nicht zuletzt an Anne Horowitz. An Ursula Pitcher, Stephen Fuller und Heidi Fuller für ihre liebevolle Unterstützung. Viele Menschen haben mir bei der Recherche geholfen und mir bei diesem Buch mit Rat und Tat zur Seite gestanden, dafür bedanke ich mich bei Jill Kershaw, Paul Ayling, Sam Hodgson, Sarah Kirwan, Caroline Mitchell, Mark Harbord, Lesley Ann Ritchie, Paul Morris, Dave Sell, Olivia Kane, Jane Bartlett, Martin Stallion, Iain Steel und Enda Gallagher. Dank an Henry Ayling und Tia Blake für den Soundtrack zum Roman.

Und meine Liebe, wie immer, an Tim Chapman.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Buch wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Aus Liebe zu Mensch und Umwelt: gedruckt auf rückstandsfrei recyclebarem, alterungsbeständigem Papier.



**Sicher. Kreislauffähig.  
Klimafreundlich.**

C2C Certified® SILBER by gugler\*  
drucksinn.at

**WWW.KJONA.ECO**

Deutsche Erstausgabe

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *Unsettled Ground* bei Fig Tree, einem Imprint von Penguin Books, London.

© 2021 Claire Fuller

© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe: Kjona Verlag GmbH

Korrektorat: Tamara Al Oudat

Covergestaltung: Marion Blomeyer, Lowlypaper

Covermotiv: Elizabeth Mayville

Foto im Nachsatz: Adrian Harvey

Innengestaltung und Satz: Herr K | Jan Kermes

Gesetzt aus der Crimson Pro und der Work Sans

Druck und Bindung: Gugler, Melk

ISBN: 978-3-910372-23-8